„Hello, Central!"

John Ritsch, Esq., hat ein Telephon an- und gleich wieder abgeschafft.

Mister Editer!

Wann Sie nextens emol hörn, daß Ich in eme Spell vun temporäri Lebensmündigkeit bei Weg vun erer sowiseitell Selbstentleibung Mich aus der Welt geschafft hen un Sie wolle, wann Sie diese Sensäschen Ihre Lesers mittheile des Motiv der unselige That, wo derwege warum Ich es gethan hab, angebe, so könne Sie de Grund mit dem einzige Wort nenne: „Des Telephon hot es gethan un nix Anneres."

Ich hen nämlich e Telephon im Haus. Mister Editer, Ich hen biseits viele schmarte Sache, wo Ich gethan hen, aach schun einige fuhlische Tricks gethan, awwer daß Ich e Telephon ageschafft hen, des es der fuhlischste Trick, den Ich in Meim ganze Lebe fertig gebracht hen. Ich könnt Mir selwer die Kränk an de Hals wünsche un vun Morchens bis Abends nix Anneres thun, wie Mich selwer kicke.

Un Ich hen es Mir so schön vorgestellt un Mich so druff gefreut un in Meiner Freud hen Ich alle Freinds un Bekännte gesagt, daß Ich von dem un dem Tag e Telephone hätt uns was die Nummer dervo wär. Des war aach e Mistäht un e fuhlischer Trick vun Mir.

Ich selwer hen des Telephon nor e einzige Mal gejuhst, un da hot des Hellogörl, wo Mich so wüthig gemacht hot, daß Ich e bißle kräftige Längwötsch gejuhst hen, gedroht, sie thät Mich riporte un en Dämätsch-Suit gegen Mich feile wege Grobheit, Profäniti und Difämäschen of Kärätter. (Ich hen blos gesagt, sie wär e dumme Gans oder so was Aehnliches.)

Also am erste Tag, wo Ich die höllische Erfindung im Haus gehatt hot, da ringe Mich glei verschiedene Freinds, dene Ich Mei Nummer gesagt hen, uff. Die Alti hot zum Phon getendet. Ich weeß nit, was mei Freinds gephont hawwe. Die Alti hot nämlich, so wie Einer gefragt hot, ob des John Ritsch, Esq., wär, jedesmal geäußert Yes, sie wär Ich, un dann hot der Freind am annere End was gesagt un dan hot die Misses Ritsch Mir gesagt, Ich sollt Mich schäme. Ich hen frage könne, so viel Ich gewollt hen, die Alti hot nix weiter gesagt, als Ich sollt Mich schäme, solche Freinds ze hawwe. De einzige Weg, wie Ich Mir die Sache explähne kann, des is, daß die Kerl ergend e Rimark üwwer die Alti oder en faule Witz üwwer sie gephont hawwe.

Es hot sich getroffe, daß Ich selwigen Tag ziemlich früh vun derheim fort bin. Ich hen der Alti gesagt, Ich müßt Mein Lawyer an eme wichtige Büsneß wege eme Prapperti un erer Morgätsch un erer Lies sehe, un Ich thät in erer kerze grade Bielein nach Neu York fahrn un des Büsneß thät Mich sehr lang nemme un Ich thät kansequentli ziemlich spät heim kimme. Dann hen Ich uff die Uhr geguckt un hen gesagt, Ich müßt horry opp mache, for Mein Trän noch ze kätsche un dann bin Ich enaus, sunscht hätt die Alti noch e Stund wege die Freinds wo Ich Mich schäme sollt, ze hawwe, fortgebrummt. Ich hen ornlich uffgeathmet, wie Ich im Freie war un des Telephon hinner Mir gehatt hen.

Ich bin natürlich beim Tschalli enei; for Ein uff den Schrecke ze nemme. Grad will Ich Mein Eye-Opener an die Lippe setze, da ringt dem Tschalli sei Phon. Der Tschalli geht an die Bax un Ich hör ihn sage: „All right, halt de Weier". Dann hot der Tschalli gesagt, es wollt Mich Jemand am Phone sehe. Ich geh also hin, halt Mir das Ding an's Ohr un frag: „Well?" Da druff ertönt dorch des Phon des höhnische Höllegelächter, wo Ich noch in Meim ganze Lebe gehört hen. Es war die Alti!

Ich hen des Geld for de Eye-Opener higeschmisse un hen dem Tschalli gesagt, des wär des letzte Mal, wo er Mich an seim Platz gesehe hätt, bis Ich informt wern thät, daß er sei Phon abgeschafft hätte. Weil Mir der Aerger Dorscht gemacht hot, bin Ich in de nexte Platz enei. Wie Ich die Thür hinner Mir zumach, merk Ich, daß der Barkieper am Phone steht. „Dem segst Du glei, er sollt sage, Ich wär nit da, wenn Jemand nach Mir fragt", hen Ich Mir gedenkt. Im selbige Augeblick sprecht der Barkieper ins 'Phon enei: „Yes, ebe is er ereigekimme." Dann hot er abgerunge un hot Mir gesagt, Mei Frau wär grad am Phon gewese, sie hätt weiter nix gewollt un blos gesagt, sie thät Mich grüße losse.

Ich bin so würhig geworn, daß Ich des Lokal verlasse hen, mitaus was ze trinke. (Des is Mir aach noch nit oft passirt in Meim Lebe.) Mit Wuth im Herze un Dorscht im Hals bin Ich an's Dipot un hen de nexte Train nach Neu York genomme. Während der Fahrt hawwe sich Mei Gefühle e bißle besänftigt dorch den Gedanke, daß die Alti es bei die zwei Phon-Calls bewende losse werd. Un wie Ich erst beim Neu Yorker Tschalli an der Bar aekanne hen, da hab Ich die ganze dumme Telephongeschicht vergesse. Ich hen grad die zweite Runde geordert, da kimmt der Tschalli aus der Hinnerstub un segt: „John, Dei Frau war grad am Phon un hot gefragt, ob Du da wärst. Sie loßt Dich grüße un Du sollst nit in die Hitz enei trinke. Des hot de Tschalli for Mich for den Tag gezettet. Ich bin fort un hen Mein Mein uffgemacht, daß Ich die Alti fuhle thät.

Ich hen also die Zeitung genomme un hen nachgeguckt, wo was los wär. Richtig, drüwwe in Hoboken hot Einer Maibowle-Festiwwel adverteist. Also Ich nemm die Ferry un fahr enüwwer nach Hoboken. Die Bowl war gut un Ich hen so nach un nach Mein Kummer vergesse un Mich drüwwer gefreut, daß Ich die Alti dorch Mei Flucht in en annere Staat gefuhlt hen. Uff emol klingelt des Phon, der Mann geht eran, Ich hör ihn sage: „Yes, er is da." Des hot gezettelt! Des Weitere hen Ich schun gewußt. Mei Frau hot Mich wieder grüße losse. Wie Ich später ausgefunne hen, hot es die Alti gemacht, wie Ich. Sie hot aach in der Zeitung nachgeguckt, wo was los war, un hot da überall hitelephonirt. Die Maibowl hot Mir uff emol bitter geschmeckt. Ich bin fort, un de Rest vum Tag nor noch in Plätz enei, wo kei Telephon war.

Abends, wie Ich grad heimgewollt hen, is Mir mei Lawyer begegnet un hot gefragt, was los wär. Mei Frau hätt de ganze Tag alle Stund emol telephonirt, ob Ich schun dort gewese wär.

Wie Ich heimkimm, hot die Alti des Haus verlosse un en Brief zurückgelosse gehatt, Ich thät am nexte Tag dorch ihren Lawyer des Weitere erfahrn. Dorch die Maud, wo da gebliwwe war, hen Ich ausgefunne, daß des Telephon dra Schuld war. Ich wär' aufgerufe worn un e weibliche Stimm hätt gefragt: „Bist Du des, John? Sei schur, morche ze kimme!

Die Alti will sich scheide losse.

Was die Telephon-Kompeni for de geschmäschte Apparätus tscharscht, weeß Ich noch nit. Alles, was Ich Ihne sage, Mister Editer, is, daß Ich die Subskripischen vun Ihrem Papier känzel, wann Sie nit Ihr Phon abschaffe.

Einstweilen so lang
Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Die Alti is zerückgekimme. Sie war in der Telephon-Office un hot ausgefunne, daß bei Mistäht e falsche Konnectschen gemacht worn war, wie des Frauenzimmer „John, bist Du des?" gefragt hot. Des Phon kimmt Mir awwer doch aus'm Haus.

Augenscheinlicher Beweis.

Im siebenjährigen Kriege waren die preußischen Truppen vielfach genöthigt, in schlesischen Städten Kontributionen zu erheben. Hierbei war unter anderen auch das Städtchen Neusalz an der Oder in Mitleidenschaft gezogen, derart, daß schließlich die Einwohner Noth zu leiden anfingen. Endlich sandten sie, nachdem alle Vorstellungen bei den kommandierenden Generälen wenig oder nichts geholfen hatten, eine Deputation an den König Friedrich den Zweiten mit dem Auftrage, ihm die Noth der Bürger und die Härte der Zeiten auf das nachdrücklichste zu schildern und um Schonung zu bitten. An der Spitze der Abgeordneten standen ein Gastwirth und ein Bandfabrikant. Jener war der korpulenteste, dieser der hagerste Mann in der ganzen Stadt.

Der Dicke und der Dünne wurden zur Audienz zugelassen und schilderten die Lage auf das traurigste. Zum Schlusse sagte der Gastwirth: „Und damit Eure Majestät ersehen, wie die Noth sich bei uns ausgebreitet hat, geruhen Sie nur uns beide anzuschauen. So waren die Zeiten früher," — und er klopfte auf sein wohlgenährtes Bäuchlein — „und so sind sie jetzt," auf den Hageren deutend.

Friedrich lachte laut auf, was selten bei ihm der Fall war, und befreite die Stadt von allen Lieferungen und Kontributionen.

Eine Prise Ludwigs des Achtzehnten.

Der französische Staat bezieht immer noch eine kleine Rente, die er einer Prise Ludwigs des Achtzehnten verdankt. Man höre: Der König schnupfte leidenschaftlich. Als er eines Tages einen Horazischen Vers seinem Almosenier vortragen wollte, bemerkte er, daß er seine Tabaksdose vergessen hatte. Er blieb daher mitten im Verse stecken: der Geistliche verstand sofort, um was es sich handelte, verbeugte sich und reichte dem König seine Dose. Der König sagte ihm darauf aus Erkenntlichkeit die ganze Ode her und ertheilte einer armen Nichte des geistlichen Mannes die Konzession zu einem Spielzeug- und Zuckerwaaren-Kiosk im Tuilerien-Garten. Diese Nichte betrieb ihren kleinen, aber einträglichen Handel bis zu ihrem 1859 erfolgten Tode. Darauf setzte sich der Staat wieder in den Besitz der kleinen Bude; und ihre Verpachtung gegen eine Jahresmiethe von 400 Franken wurde vor Kurzem auf offiziellen Anschlägen angezeigt. So bringt heute noch eine Prise Ludwigs des Achtzehnten dem Pariser Fiskus jährlich 20 Louisd'or ein.

Virtuosen haben Gläubige, Künstler Gläubiger.

Ein Bild.

Von Aurelian Scholl.

Das Atelier des Malers Soel liegt in Paris auf der Höhe der Rue de Rome in einem Hause, das lange Zeit der Akademiker Maxime du Camp bewohnte. Ein elegantes und behagliches, den Modellen wohlbekanntes Zimmer, und ein Eßzimmer, zu dem man über eine alte Eichentreppe gelangte, bilden die ganze Wohnung. Die Möbelstücke, eins nach dem andern auf interessanten Spaziergängen zusammengekauft, sind vorzüglich ausgewählt und äußerst geschmackvoll. Nicht ein Gegenstand, der nicht hinein gehörte, nicht eins der Nippes, das nicht harmonisch wirkte. An den Wänden Gemälde von Freunden, die man zur Erinnerung ausgetauscht, Aktistudien, Landschaften, ein paar Skizzen von Soel selbst, außerdem Statuetten aus Gips oder Bronze. Das Alles machte einen heiteren Eindruck.

Dreimal in der Woche, manchmal öfter, doch nie weniger, besuchte ich Soel gegen vier Uhr, um eine Zigarre bei ihm zu rauchen. Dann drängte sich in seinem Atelier eine Fülle von vornehmen Herren und Damen.

Eines Tages hob ich aus reiner Neugier eine unter der Eichentreppe befestigte Draperie hoch und konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken, als ich eine Leinwand mit dem Kopf eines entzückend schönen Mädchens entdeckte. Sie war blond, und ihre nachlässig geflochtenen Haare fielen auf die Schultern herab. Auf der lichtblassen Stirn trug sie einen Kranz aus weißem Flieder. Die großen, halbgeöffneten Augen hatten einen eigenthümlich matten Blick, und auch das Lächeln war schwach und traurig. Es lag etwas Herzzerreißendes über dem Bilde, das mich erschütterte.

„Ach, Sie haben das Porträt gefunden?" fragte Soel, hinzutretend.

„Sie ist todt?" fragte ich, als ob sich das von selbst verstände.

„Ja. Ich verberge das Bild sonst vor Allen und vor mir selbst, habe aber nicht den Muth, es ins Feuer zu werfen. — Die Geschichte ist einfach. Ich sah dieses junge Mädchen zum ersten Male in den Pyrenäen. Sie war Waise und lebte bei einer Tante, einer guten, braven, alltäglichen Frau. Einer meiner Freunde, Richard Lerieux — Sie wissen, der Sohn des Brigadegenerals, stellte mich den Damen vor. Das Mädchen hieß Blanche und war ein zartes, feinsinniges Geschöpf. Richard erzählte mir, sie seien zusammen aufgezogen worden, und ihre Heirath seit langen Jahren beschlossene Sache. Das war vorläufig Alles.

Im folgenden Winter sah ich sie auf einem Balle wieder. Sie tanzte mit dem, den sie liebte, den sie heirathen sollte. Ihr Gesicht, ihre Augen, ihr verzücktes Lächeln verriethen, wie ganz und gar diese Liebe ihr Leben und Denken ausfüllte. Es gab thatsächlich für dieses junge Mädchen in der ganzen Welt nur den einen Mann, und auf ihn waren all ihre Zukunftsgedanken gerichtet.

Der General Lerieux, Richard's Vater, besaß große Güter in Anam. Ein Theil davon war ihm durch Erbschaft zugefallen, den Rest hatte er dazu gekauft. Richard erhielt den Auftrag, nach Indien zu reisen, um gewisse geschäftliche Maßnahmen zu treffen, die zur Ausbeutung dieser Güter erforderlich waren. Er war schon über sechs Monate fort, als mir eines Abends, da ich eben fortgehen wollte, ein Brief gebracht wurde, ungefähr des Inhalts: „Frau von Varenne bittet Sie inständigst, sofort zu ihr zu kommen und Palette und Pinsel mitzubringen; aber sofort, morgen wäre es vielleicht zu spät!"

Ich nahm also meine Utensilien und Alles, was man zum Malen braucht, und warf mich in einen Fiaker. Frau v. Varenne empfing mich in der Thür, bat mich, recht leise aufzutreten, und führte mich in das Schlafzimmer ihrer Tochter. An der einen Längswand stand ein ganz weißes Bett, darüber ein Kruzifix an der Wand und ein geweihter Buchsbaumzweig.

In den Kissen sah ich einen blassen Kinderkopf, ein von Schmerzen entstelltes Gesicht mit hohlen Wangen.

„Verzeihen Sie nur — daß ich Sie bitten ließ," sagte sie zu mir, „aber ich werde wohl sterben . . . sterben, ohne ihn wiedergesehen zu haben . . . er soll wenigstens ein Bild besitzen . . . Machen Sie mich, bitte, nicht ganz so, wie ich jetzt bin; erinnern Sie sich ein Bischen, wie ich früher aussah . . . Wenn er später mein Bild betrachtet, dann soll er mich wenigstens so wiederfinden, wie er mich einst gekannt hat. Jeanne," sagte sie zu ihrer Kammerzofe, „mache mir die Haare so wie früher. Dann gib mir den Kranz — er ist wie der, den ich auf unserem letzten Ball vor seiner Abreise trug . . ."

Ich skizzirte das Bild, aber Gott weiß, ich mußte mich von Zeit zu Zeit abwenden, um mir die Thränen wegzuwischen. Ich sehe sie noch, wie sie sich so kurz vor dem Tode vor einem Spiegel den Kranz auf die Stirn drückte und dazu lächelte, daß es mir in's Herz schnitt. Meine Hand zitterte. Sie war stärker als ich. Mit heroischer Selbstüberwindung hielt sie sich auf den Kissen aufrecht; bis schließlich ihre schwachen Gelenke nachgaben und sie erschöpft zurücksank, immer noch das Lächeln auf den Lippen. In derselben Nacht noch starb sie kurz vor Sonnenaufgang. Das Bild behielt ich, da Niemand mehr danach fragte. — —

Ein Jahr später kam Richard Lerieux aus Anam zurück und machte mir einen Besuch. In der heitersten Stimmung, trällernd und pfeifend, besichtigte er mein Atelier und sagte dann plötzlich zu mir: „Erinnern Sie sich noch an das junge Mädchen, das Sie damals in den Pyrenäen gesehen haben?"

„Was für ein junges Mädchen?"

„Nun, die ich heirathen sollte — die kleine Blanche?"

„Nun?"

„Sie ist todt!"

„Was Sie sagen!"

„Ja, man hat es mir noch nach Anam geschrieben. Es hat mich nicht weiter überrascht, sie war niedlich, aber ein Bischen zu mager. Mögen Sie die mageren Frauen? Ich nicht!"

Nach diesen Worten nahm er sich eine Zigarrette aus meiner Schachtel und fügte hinzu:

„Sie gestatten doch?" — — —

Das war der Mann, dem Blanches letzter Athemzug gegolten hatte — und ich sollte dieses Bild profaniren und es ihm geben?"

. . . . Er hat nie davon erfahren. — Ich habe es beiseite gebracht, und nur manchmal in stillen Stunden hole ich es mir vor und denke an das seltsame Erlebniß . . . Aber war es nicht ein Glück für das zarte Geschöpf, daß ihm der Tod die schlimmste aller Enttäuschungen so gnädig erspart hat?"

Lord Pauncefote,

der verstorbene englische Gesandte in Washington, besaß zu Zeiten einen scharfen Witz. Folgende Anekdote aus der Zeit des Haager Kongresses mag dafür sprechen. Lord Pauncefote vertrat England auf dem genannten Kongresse. Bei der Herstellung seiner Notizen bediente er sich eines Federhalters, dessen Griff der Mantel einer Dum-Dum-Patrone bildete. Im Feuer der Diskussion wendete sich eines Tages der Vertreter einer anderen Macht an den Engländer mit den in scharfem Tone vorgebrachten Worten: „Mylord, Sie thun Unrecht, sich beim Schreiben an diesem Ort dieser mörderischen Kapsel zu bedienen. Das Arbeitszeug eines Menschen ist fast ein Symbol, es kann — und dies ist hier der Fall — als ein Theil seiner selbst betrachtet werden, als der Ausdruck seiner Ideen und der Art seiner Denkweise." Der Lord lächelte und schwieg. Am folgenden Tag wendete sich der Redner mit einem Lächeln an ihn und stellte die Bitte, der Lord möge ihm zum Aufschreiben einiger Zeilen eine Feder leihen. Lord Pauncefote zog langsam eine Gänsefeder aus der Tasche, überreichte sie dem diplomatischen Kollegen und sprach dann, als dieser mit dem Schreiben zu Ende war, zu ihm: „Mein Herr, Sie thun Unrecht, sich eines solchen Schreibinstrumentes zu bedienen. Das Arbeitszeug eines Menschen ist fast ein Symbol, es kann — und dies ist hier der Fall — als ein Theil seiner selbst betrachtet werden, als der Ausdruck seiner Ideen und der Art seiner Denkweise."

Ein menschliches Herz als Fundobjekt.

Bei einer Renovirung, die unlängst an der berühmten alten Abteikirche Val-de-Grace in Paris vorgenommen wurde, fanden Arbeiter eine herzförmige silberne Kapsel von der Größe einer Handfläche. Das Medaillon ließ die halb verwischte Inschrift „Sister Williams" erkennen, und durch einen Spalt in der Metallhülle gewahrte man etwas, das wie ein Stück gelblich-brauner Kreide aussah. E. war aber nichts dergleichen. Man hatte es mit dem Herz einer Nonne zu thun, deren übrige Reste längst zu Staub und Asche zerfallen sein dürften. In einem Gewölbe, zu dem links neben dem Altar der im Jahre 1645 erbauten Kirche eine Stiege hinabführt, pflegten die Carmeliter zu beten. Dort lag auf marmornen Tischen geordnet eine beträchtliche Anzahl silberner und goldener Kapseln. Diese bargen die einbalsamirten Herzen von Mönchen und Nonnen aus Adelsgeschlechtern, von Königen, Prinzen und Prinzessinnen, deren Gebeine in den Gräbern von St. Denis ruhten. Während der Revolution wurden diese Reliquien geraubt und nach ihrem Metallwerth verkauft. Unter den Familien, die vor etwa zwei Jahrhunderten mit James Smart von jenseits des Wassers nach Frankreich kamen, befanden sich mehrere junge schöne Mädchen, die bald nach ihrer Einwanderung den Schleier nahmen und sich im Carmeliter-Kloster für immer von der Welt abschlossen. Das jetzt gefundene Herz hat sicherlich in der Brust einer dieser jungen Emigrantinnen geschlagen.

Der letzte Contarini.

Der letzte Sproß des uralten und hochberühmten venetianischen Geschlechtes der Contarini, Graf Carlo Aloise Contarini, Herr von Ascalonea, Nama, Mirabel und Ibelin, ist vor Kurzem im Alter von sechzig Jahren gestorben. Während die Vorfahren des Grafen die herrlichsten Paläste Venedigs ihr eigen nannten und die Republik mit Kirchen und wohlthätigen Stiftungen ausgestattet haben, schloß Graf Carlo Contarini seine Augen in einem armseligen möblirten Zimmer.

Von seinen Vorfahren hatte er nichts anderes geerbt als ihren Stolz, der es ihm verbot, eine Unterstützung unter irgend welcher Form anzunehmen. Er war Offizier, ursprünglich im Herzogthum Modena, dann in der italienischen Armee. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den erloschenen Glanz seines Hauses durch eine reiche Heirath aufzufrischen, aber er wollte davon nichts hören. Als er sich nach seiner Pensionirung nach Venedig zurückzog, wurden von Seiten der Stadt und der venetianischen Aristokratie mehrfach Versuch unternommen, ihm eine Lebenshaltung zu ermöglichen, die seinem Namen angemessen sei. Diese gutgemeinten Versuche hatten aber nur den Erfolg, daß Graf Contarini seine geselligen Beziehungen zur venetianischen Aristokratie völlig abbrach. Er wollte nicht gedehmüthigt und bedauert sein. Von seiner kärglichen Offizierspension unterstützte er noch den einen oder anderen Unglücksgenossen. Er hatte die Eigenheit, daß er um keinen Preis zu bewegen war, durch den „Canal Grande" zu fahren. Der Anblick der fünf Paläste des Kanals, die von seinen Vorfahren erbaut wurden und einst Eigenthum seiner Familie waren, konnte er nicht ertragen.

Die Contarini haben der Republik Venedig 8 Dogen und 44 Prokuratoren der Republik gegeben. Der erste Doge aus dem Geschlecht der Contarini, Domenico, regierte von 1043—71 und hat die Markuskirche in ihrer jetzigen Gestalt begonnen. Die markigste Gestalt des Geschlechts ist aber der Doge Andrea Contarini (1367—82), der einen Krieg mit Genua, in dem Venedig schon verloren schien, zu Gunsten seiner Vaterstadt entschied und dadurch den Vorrang Venedigs vor Genua feststellte. Die Rückkehr des Andrea Contarini hat den venetianischen Malern und Dichtern häufig als Vorwurf gedient. Zum letzten Mal war ein Contarini, Domenico der Zweite, in den Jahren 1659—74 Doge.

Das Geschlecht war ungeheuer reich, aber auch sehr verschwenderisch. Einst tanzte auf einem Balle im Dogenpalast eine Contarini mit dem französischen Gesandten. Da ging ihr Diamanthalsband auf und fiel zu Boden. Der Gesandte bückte sich und hob es auf. Die Dogentochter aber warf ihm mit dem Fächer das kostbare Geschmeide wieder aus der Hand und sagte: „Eine Contarini trägt keine Steine, die andere Leute mit den Füßen berührt haben." Das war vor 400 Jahren. Die Contarini des 19. Jahrhunderts hätten die fürstliche Geberde ihrer Ahne nicht nachahmen können, denn sie besaßen keine Diamanthalsbänder mehr, und die Paläste ihrer Vorfahren waren Eigenthum der Schwiegersöhne Rothschilds geworden oder dienten als „Grand Hotel".

Ein alter Brauch.

Die Gewohnheit, gelegentlich eines Gastmahles beim Weineinschenken zunächst das eigene Glas halbvoll zu gießen, läßt sich bis ins Alterthum zurückverfolgen.

Die Alten bewahrten den Wein in enghalsigen Krügen auf und schützten ihn vor dem Luftzutritt durch das Eingießen von etwas Oel, welches dann als dünne Schicht auf dem Weine schwamm. Vor dem Einschenken wurde das Oel mit einem Rohr abgesogen, aber in der Besorgniß, es möchte doch noch etwas davon zurückgeblieben sein, goß man sich zuerst ein, um nicht einem Gast unreinen Wein vorzusetzen.

Uebrigens ist die genannte Methode der Konservierung des Weines auch heute noch in manchen südlichen Ländern üblich. Auch jetzt noch hat diese Gewohnheit den praktischen Nutzen, daß man dadurch vermeidet, etwaige in der Flasche obenauf schwimmende Korkstückchen oder Siegallackabfälle in das Glas seines Gastes gelangen zu lassen.

Rache.

Telephonistin: „Der Abonnent No. 450 chikanirt mich den ganzen Tag, ich werde ihn dafür täglich einigemal mit seiner Schwiegermutter verbinden!"

Schön gesagt.

„Ja, so ein Prinz braucht sich um Nachruhm nicht zu sorgen. Der wird sozusagen schon in's Konversationslexikon hineingeboren."

Fatale Nebenbetonung.

Sie: „Hier, auf dieser Bank haben wir uns zum erstenmal Liebe geschworen."

Er: „Ja, ich kann mich noch gut auf die Kankkatastrophe besinnen."

Verdächtige Antwort.

Besucher (der einen Jugendfreund unerwartet aufsucht): „Das freut mich, daß ich Dich treffe! Ist Deine Frau auch zu Hause?"

Freund: „Pst, ja!"

Der britische Löwe.

(Bezirbild.)

Wo ist Lord Kitchener?

Hütet die Zunge.

Es haben Hunger, Pest und Schwert
Oft fürchterlich die Welt verheert
Und ganze Völker fast vernichtet.
So manches Schiff verschlang das Meer,
So manche Stätte brannte leer;
Doch hat des Unheils noch viel mehr
Die kleine Zunge angerichtet.

Man wahrt das Feuer, wahrt das Gift,
Das Schwert mit seiner scharfen Schneide,
Damit es nicht verletzend trifft,
Hält man's behutsam in der Scheide,
Indeß man stündlich fast vergißt,
Wie scharf, wie spitz die Zunge ist!

Ein kleines Wort oft nur zerstörte
Familienglück und Völkerfrieden.
Was sich für immer angehörte,
Hat oft ein kleines Wort geschieden.
Was Jahre mühsam aufgerichtet,
Hat jäh ein kleines Wort vernichtet.
Und oft schon hat ein Frevelwort
Verübt den größten Seelenmord!

Drum achtet nicht nur, was ihr thut,
Bedenket wohl auch, was ihr saget;
Seid mit der Zunge auf der Hut,
Auf daß ihr Keinem Wunden schlaget.
Macht diese Regel euch zu eigen:
O sprechet nie zu Andrer Leid,
O sprechet nur zur rechten Zeit,
Sprecht da, wo Reden besser ist als Schweigen.

Unter Freunden.

A.: Entschuldige nur, daß ich Dir das Buch mit einem Eselsohr zurückgesandt."

B. (den Freund genauer betrachtend): „Hm — soviel ich sehen kann, hast Du ja noch Deine beiden Ohren."

Weichherzig.

Gräfin: „Johann, sehen Sie doch mal nach, warum der „Tyras" so heult?"

Johann: „Gnä' Frau, dö's kann i nit! I' bin so weichherzig, daß i' sonst mit ihm heulen müßt!"

Nicht schaurig genug.

„Ick möchte gerne eenen schönen Schauer-Roman."

„Da kann ich Ihnen den Mord hinter der Kirchhofsmauer empfehlen."

„Haben Se denn keen Buch mit Blutflecken?"

Annonce des Herrn Professors.

„Nachdem ich meine neue Wohnungsadresse vergessen habe, ersuche ich meine Wirthin, mir diese sofort unter „Obdachlos" hauptpostlagernd mittheilen zu wollen."

In der Schule.

Lehrer: „Als Kaiser Heinrich also die Städte gegründet und mit Mauern umgeben hatte, was that er dann?"

Hänschen: „Er fabricirte Ansichtspostkarten!"

Zweckloses Studium.

Bauer (dessen Sohn Arzt geworden): „Jetzt hast Du 17 Jahre studirt, und noch immer kannst mi nit kuriren."

Sohn: „Ja, Vater, ich habe Dir schon einmal gesagt, Du darfst keinen Schnaps trinken."

Bauer: „Wenn i keinen Schnaps trinken will, da brauch i Dein Kuriren nit."

Ein Finanz-Genie.

Schuhmachermeister: „Hier sind die neubesohlten Stiefel und eine Rechnung für 2 Mark 50 Pfennige."

Graphologe (die Rechnung aufmerksam lesend): „Hm, Sie sind energisch, aber doch sanft, fleißig, brav, wahrheitsliebend, ehrlich, praktisch, aber ohne höhere geistige Interessen... So, für diese Charakter-Analyse berchne ich 3 Mark!"

Scherzfrage.

„Wer war der erste Kriminalpolizist?"

„Diogenes! Weil er immer Menschen suchte, die er nicht fand!"

Gemüthlich.

„Lieber Max, sag' mir 'mal, im Vertrauen, was soll Dein neues Bild da eigentlich vorstellen?"

„Na, rath' amal!"

Im Gerichtssaal.

„Angeklagter, Sie haben den Mann mit Ihrem Bierglas geschlagen?"

„Geschlagen? Keene Idee! Blos eenen Salamander hab' ich auf ihm jerieb'n!"

Im Eifer.

Gauner (als ihn der Richter wegen unkorrekten Benehmens ermahnt): „Ich weiß schon, was ich zu thun habe — ich stehe nicht das erste und nicht das letzte Mal hier!"

Rasse-Kennzeichen.

„Das ist also wirklich ein echter Dackel?"

„Das will ich meinen!"

„Probir'n Sie 's nur 'mal und schmeiß'n S' den vom Sopha 'runter!"

Unter Freundinnen.

Fräulein Aurelia (ihre, für geistreich geltende Freundin besuchend): „So eifrig in Lettüre vertieft, liebe Claudia? Du machst wohl Gedankentoilette für heute Abend?!"

Lehrbuben-Misere.

„Du, Schorschl, wie geht Dir's denn bei Dei'm neuen Meister?"

„Miserabel! Giebt's a Wurst, krieg' i' d' Haut; giebt's Kartoffeln, krieg' i' d' Haut, und iß i' d' Haut net, na haut mi' da Meister!"